

Lernen ohne Schule

Mehr als 700 Kinder werden in der Schweiz zu Hause unterrichtet – aus reformpädagogischen Gründen oder weil die Eltern sie vor schlechten LehrerInnen, Drogen oder Gewalt schützen wollen. Dies höhle die Chancengleichheit aus, meint der Schweizer LehrerInnendachverband.

VON ANOUK ESCHELMÜLLER

Es ist Donnerstagmorgen. Im Berner Monbijouquartier sind nur wenige Leute unterwegs. Es ist ein normaler Arbeits- und Schultag. Auch im Freilernraum in Bern, direkt neben dem Monbijoupark, herrscht Normalbetrieb: Amanda sitzt am Pult und löst Mathematikaufgaben. Um sie herum einige Kinder, die basteln. Ein Junge baut mit Karton ein Telefon und testet es gelegentlich. Ein Mädchen sitzt über einem Buch und liest. Was hier stattfindet, ist so etwas wie Schule – der Freilernraum ist ein Ort, an dem sich Kinder treffen, die zu Hause von ihren Eltern unterrichtet werden.

So wie die Kinder im Freilernraum erfüllen mehr als 700 Kinder in der Schweiz ihre Schulpflicht zu Hause, Tendenz steigend. «Wir erhalten immer mehr Mitgliedschaftsanfragen», bestätigt Andrea Liniger, Gründerin des Freilernraums. «Die Nachfrage nach einer Bildungsalternative zur Regelschule scheint gross zu sein.» Die Spannweite reicht von der autarken Familie im Seetal bis zur alleinerziehenden Mutter in Bremgarten. Was sie alle verbindet, ist ihre Unzufriedenheit mit dem Schulsystem: Dieses habe sich nicht weiterentwickelt. Die «One size fits all»-Lösung, die es anbietet, werde nur wenigen Kindern gerecht. Deshalb unterrichten sie ihre

Kinder selbst. «Homeschooling» nennt sich der Heimunterricht in der Schweiz nach US-amerikanischem Vorbild.

Die Kinder «entschulen»

Liniger, die ihre vier Kinder zu Hause unterrichtet beziehungsweise unterrichtete, hat den Freilernraum vor rund einem Jahr gegründet,

um die zahlreichen «Homeschooler» aus der Region zu vernetzen. «Hier sollten Kinder – und auch Erwachsene – die Möglichkeit erhalten, miteinander und voneinander zu lernen. Im Spiel, ohne Anleitung, ihren eigenen Interessen folgend.» Jeder bringt die eigenen Fähigkeiten und Interessen mit: Eine Mutter, die Physikerin ist, gibt gelegentlich Physikworkshops. Ein Junge, der programmiert, ist der Experte, wenn es um Computerfragen geht. Die

Erwachsenen springen nur ein, wenn die Kinder Unterstützung verlangen. Starre Strukturen, fixe Stundenpläne und festgelegte Unterrichtsthemen fallen weg.

Der Heimunterricht ist in der Schweiz grundsätzlich erlaubt. So statuiert die Bundesverfassung zwar eine obligatorische Unterrichtspflicht, nicht aber einen Schulbesuchs-

zwang wie etwa in Deutschland. Wie die SchülerInnen, die eine Regelklasse besuchen, müssen sich aber auch zu Hause unterrichtete Kinder an den offiziellen Lehrplan halten, Lernziele erfüllen, sich vorgegebene Kompetenzen aneignen. Die Form des Lernens unterscheidet sich

Der Heimunterricht ist in der Schweiz grundsätzlich erlaubt.

jedoch stark. Nicht jede Homeschooling-Familie gestaltet den Unterricht wie die «Freilerner» in Bern. Bei der Familie Villiger im Aargau ist der Unterricht etwa sehr ähnlich gestaltet wie in der Regelschule. «Unsere Kinder arbeiten allerdings weitgehend selbstständig und brauchen nur gelegentlich Unterstützung von uns», sagt Vater Willi Villiger.

Gebildet und mittelständisch

Homeschooling kann sich nicht jede Familie leisten. «Der Privatunterricht ist mit viel Verantwortung und einem nicht zu unterschätzenden materiellen und personellen Aufwand verbunden», sagt Stefan Schnyder, stellvertretender Leiter der Schulaufsicht des Aargauer Departements für Bildung, Kultur und Sport. Homeschooling-Eltern sind tendenziell gut gebildet, mittelständisch und verfügen über ausreichend finanzielle Mittel. Viele Familien sind zudem sehr belestet und kennen sich mit den aktuellen pädagogischen Ansätzen gut aus. Ein Teil von ihnen hat einen evangelikalischen Hintergrund, was allerdings nicht gerne an die grosse Glocke gehängt wird.

Willi Villiger, der als Präsident des Vereins «Bildung zu Hause» so etwas wie die Stimme der Homeschooler ist, relativiert: «Der Teil der religiös motivierten Familien ist eher klein.» Vielmehr stecken hinter dem Entscheid, die Kinder zu Hause zu unterrichten, oft reformpädagogische Ideale wie auch die Sorge, dass die natürliche Lernfreude der Kinder im regulären Schulbetrieb verloren gehen könnte. Hinzu komme teilweise ein ausgeprägtes Bedürfnis der Eltern, ihre Kinder vor Gewalt, Mobbing und Drogen zu schützen. Weiter gibt es auch Eltern mit einer starken Leistungsorientierung. Sie sind der Ansicht, dass ihre Kinder in der Schule zu wenig lernen oder ihre Hochbegabung nicht ausreichend berücksichtigt werde.

Auch Villiger blickt auf gemischte Erfahrungen mit der Schule zurück. Zwei seiner Kinder seien in der Schule nicht richtig gefördert worden, sagt er. Schliesslich hätten sie sich entschieden, die beiden aus der Schule zu nehmen. «Was als Experiment startete, haben wir schliesslich für alle unsere Kinder übernommen.» Dieser Entscheid habe ausserdem einen sehr positiven Einfluss auf das Familienleben gehabt. Mittlerweile werden nur noch zwei der zehn Villiger-Kinder zu Hause unterrichtet. Die anderen studieren, etwa Mathematik, sind Lehrerinnen oder absolvieren eine Lehre.

«Homeschooling war unsere Rettung»

Und dann gibt es jene Eltern, die aus einer Notsituation heraus handeln. «Viele der Familien, die sich bei uns melden, haben mit ihren Kindern eine Leidensgeschichte durchlebt», sagt Andrea Liniger vom Berner Freilernraum. Die Kinder hätten in der Schule aus verschiedenen Gründen grosse Probleme gehabt. Wie etwa der Sohn von Silvia Rohner, der Autist ist.

Ausschlaggebend für den Entscheid, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen, sei das Burn-out ihres Sohnes gewesen, erzählt Rohner. Dass ihr Sohn unter frühkindlichem Autismus litt,

war den zuständigen Stellen entgangen, bis Linus vierzehn Jahre alt war. Linus kämpfte etwa mit sensorischer Überlastung, die sich zu Hause in heftigen Anfällen entlud. Versucht hat die Familie vieles: Zunächst gelang es, ihn in einer freien Montessori-Schule, dann in der Steiner-Schule zu integrieren. Möglichst wenig Druck sollte ihr Sohn erfahren. Als die Anforderungen, vor allem auch im sozialen Bereich, stiegen, erlitt er im Alter von zwölf Jahren ein Burn-out. Seither unterrichtet Silvia Rohner ihre Kinder zu Hause.

Ihrem Sohn gehe es seither deutlich besser, sagt sie. «Homeschooling war unsere Rettung.» Ansonsten wäre für ihren Sohn nur das Heim oder eine psychiatrische Anstalt geblieben. Linus arbeitet seither zu Hause und lernt selbstständig. Im Alleingang hat er sich beigebracht, was ihn schon immer interessierte: Informatik. Mittlerweile betreibt der Fünfzehnjährige zusammen mit anderen Entwicklern ein Servernetzwerk und entwickelt Computerspiele. «Von mir hat er das nicht», sagt seine Mutter. Wenn er nicht weiterwisse, habe er sich Hilfe im Internet geholt; mit Tutorials, bei Experten oder Bekannten.

Über eine LehrerInnenausbildung verfügt Silvia Rohner nicht. Damit wäre ihr in gewissen Kantonen wie etwa Zürich, die für Homeschooling ein LehrerInnenpatent fordern, das Unterrichten untersagt. In Zug oder Uri etwa wird der Heimunterricht auch mit einem LehrerInnenpatent kaum zugelassen. Wer trotz strikter kantonaler Regulierungen seine Kinder selbst unterrichten möchte, muss deshalb in einen liberalen Homeschooling-Kanton wie den Aargau oder Bern ziehen. In diesen Kantonen habe die Anzahl der Familienschulen in den vergangenen Jahren auch deshalb zugenommen, sagt Stefan Schnyder. Im Kanton Aargau hat sich die Zahl in den letzten Jahren fast verdoppelt. Momentan werden 150 Kinder zu Hause unterrichtet. Von einem Hype oder gar einer Konkurrenz für die öffentliche Schule zu sprechen, hält Schnyder allerdings für übertrieben. Tatsächlich ist die Zahl der zu Hause unterrichteten Kinder noch immer verschwindend klein. Im Kanton Aargau werden gerade einmal knapp ein Promille der schulpflichtigen Kinder zu Hause unterrichtet.

Gegen die «Gleichmacherei»

Willi Villiger ist selbst Realschullehrer im Kanton Aargau. Für ihn stelle das keinen Interessenkonflikt dar. «Ich bin Lehrer mit Herzblut», sagt er. Trotz der liberalen Haltung des Kantons gebe es durchaus auch kritische Stimmen zum Heimunterricht. Insbesondere die politische Linke, die sich doch traditionellerweise für alternative Lebensentwürfe starkmache, gehöre oft zu den härtesten Gegnern, was Villiger erstaunt. Der Verein Bildung zu Hause, den er präsidiert, hegt hingegen Sympathien für Haltungen wie etwa diejenige von Norbert Blüm, dem langjährigen Bundesminister für Arbeit in Deutschland. Auf der Website wird aus dessen Streitschrift «Freiheit! Über die Enteignung der Kindheit und die Verstaatlichung der Familie» zitiert.

Auch der Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH) steht dem Home-

schooling kritisch gegenüber. Was andere als Gleichmacherei bezeichneten, verstehe sie als Chancengerechtigkeit, sagt Franziska Peterhans, Zentralsekretärin des LCH: «Jedes Kind besucht die Schule.» Problematisch sei, dass diese zurzeit unter massivem Spardruck stehe und dass Abbau betrieben werde. «Das ist eine bedenkliche Entwicklung Richtung Chancengleichheit.» Die Lösung dafür sei nun aber nicht, dass alle Eltern, die es sich leisten könnten, die Kinder aus der Schule nehmen würden.

Natürlich gebe es Einzelfälle, in denen der Heimunterricht während einer begrenzten Zeit durchaus sinnvoll sei, so Peterhans, etwa wenn ein Kind krank und auf spezielle Rahmenbedingungen angewiesen sei. «Ansonsten sehen wir vor allem die Nachteile: Homeschooling-Kindern fehlt der Umgang mit Gleichaltrigen.» Wo aus religiösen oder kulturellen Gründen betont wird, Kinder vor «schlechten» Einflüssen zu schützen, gehe es oft auch um die Angst der Eltern, die Kinder aus dem eigenen Wertesystem zu entlassen. Der Kontakt mit anderen Werten und Haltungen soll vermieden werden. Die Bestimmungsgewalt liege dabei klar bei den Eltern. «Die Eltern prägen die Entscheidung eindeutig mit», sagt auch Stefan Schnyder vom Aargauer Bildungsdepartement. Häufig seien diese durch ihre eigene Bildungs- und Lebensbiografie geprägt.

«Schaurige Reaktionen»

Seit dreieinhalb Jahren unterrichtet Silvia Rohner ihre Kinder nun zu Hause. Frei von Zweifeln ist sie deshalb aber nicht: «Natürlich bin ich manchmal verunsichert und frage mich, ob ich das Richtige mache.» Mitschuld an den Zweifeln tragen auch Reaktionen aus ihrem Umfeld. «Diese waren zum Teil schaurig», sagt sie. «Viele Leute glaubten, dass ich die Kinder zum Heimunterricht zwingen würde.»

Das Misstrauen, dass der Heimunterricht dazu diene, die Kinder zu isolieren oder ihnen gar extreme Werte zu indoktrinieren, ist immer noch da und dort zu spüren. Auch Willi Villiger kennt solche Reaktionen: «Zu Beginn waren wir wohl ein bisschen exotisch. Mittlerweile sind die Leute aber gelassener.»

«Zu viele von den Falschen schaffen es an die Universität»

Herkunft zensiert: Wer in eine der unteren Schichten hineingeboren wird, bleibt bildungsmässig dort gefangen. Warum das so ist, erforscht die mittlerweile emeritierte Pädagogikprofessorin Margrit Stamm. In der Schweiz schaffen es nicht viel mehr Arbeiterkinder an die Uni als vor einem halben Jahrhundert.

INTERVIEW: ANDREAS FAGETTI

WOZ: Frau Stamm, sagt die Herkunft etwas über die Begabung aus? Oder anders gefragt: Sind Menschen, die aus den unteren sozialen Schichten stammen, dümmer als solche aus der Mittel- oder Oberschicht?

Margrit Stamm: Das ist die simple Erklärung. Die Maturaquote von Kindern aus gut situierten Familien zeigt, dass inzwischen 85 von 100 dieser Kinder eine Matura machen. Diese Quote ist gestiegen. Hingegen ist die Quote der Arbeiterkinder, und dazu zählen heute auch Kinder aus Migrantenfamilien, im Vergleich zu den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts kaum gestiegen.

In der Schweiz stört dieser Umstand kaum jemanden, es wird mit einem Schulterzucken zur Kenntnis genommen. Das ist der eigentliche Skandal. Es wird dann unterstellt, dass diese Kinder halt dümmer seien – als ob die Auslese objektiv wäre. Das ist sie natürlich nicht.

Was weiss die Forschung darüber?

Alle Längsschnittstudien mit einem Forschungsdesign der empirischen Forschung zur Untersuchung sozialer und individueller Wandlungsprozesse zeigen, dass die Familie das alles durchdringende Kriterium ist. Die Herkunft zensiert. Gut situierte und gut ausgebildete Eltern wehren sich für ihre Kinder, sie machen wenn nötig Rekurse oder schicken ihren Nachwuchs auf Privatschulen, wenn es an den öffentlichen Schulen nicht klappt. So kommen auch Leute an die Universität, die dort eigentlich nichts zu suchen hätten. Die Eliten reproduzieren sich selbst, inzwischen bis hinunter zu frühkindlichen Fördermassnahmen.

Und wie verhält es sich mit Eltern aus ökonomisch schwachen oder bildungsfernen Schichten?

Aufgrund ihres Bildungshintergrundes oder wegen mangelnder Sprachkenntnisse bei Migranten sind diese Eltern oft nicht in der Lage, ihre Kinder adäquat zu unterstützen. Dabei verlangt die Schule die Mitarbeit der Eltern, etwa bei Hausaufgaben. Darum scheitern viele von ihnen bereits beim Übergang von der Primarstufe zur Sekundarstufe I. Dort findet eine Selektion statt, die alles andere als objektiv ist. Vor allem in jenen Kantonen, wo die Eltern bei der Empfehlung ein Wort mitreden können.

Ein weiteres hemmendes Element für diese Kinder sind auch die Berufsberatungen. Sie sind nicht auf Arbeiterkinder eingestellt. Ihre Eltern durchschauen das Bildungssystem nicht, wissen also nicht Bescheid. Und dann doppeln die Berufsberatungen oftmals nach: «Wissen Sie, ihr Kind ist in einer Berufslehre auch gut aufgehoben.» Die Berufsberatung ist also ein weiteres Nadelöhr. Für intellektuell begabte, wissensdurstige Kinder ist das eine Katastrophe.

In der Schweiz wird gerne vor der Akademisierung gewarnt. Aber wenn ich es mal plakativ sagen darf: Es gehen zu viele von den Falschen an die Universität.

Aber die Schweiz verfügt über ein sehr durchlässiges Bildungssystem. Wer eine Lehre macht, kann via Berufsmatura und Fachhochschule sogar an die Universität wechseln.

Richtig, die Schweiz hat strukturell wohl eines der durchlässigsten und besten Bildungssysteme der Welt. Faktisch funktioniert die

Durchlässigkeit für Kinder aus den unteren Schichten nach unten und für Kinder aus gut situierten Familien nach oben. Kinder aus sozial benachteiligten Familien, die es bis zur Matura oder zur Berufsmatura schaffen, ergreifen seltener ein Fachhochschul- oder Universitätsstudium. Es ist die nächste grosse Hürde. Das belegen alle Erhebungen. Es braucht eben mehr als Schulwissen. Sogenannte Soft Skills sind wichtig, also das Wissen darum, wie man so etwas anstellt.

Studien zu Bildungswegen

- Durchlässigkeit vor allem nach unten, Arbeiterkinder studieren deutlich seltener: Jakob Kost, «Erreichte und verpasste Anschlüsse. Durchlässigkeit in der Sekundarstufe II», Universität Freiburg, 2016, unveröffentlichte Doktorarbeit.
- Arbeitereltern wehren sich nicht gegen ungerechte Benotung: Kai Maaz, Ulrich Trautwein, Franz Baeriswyl, «Herkunft zensiert? Leistungsdiagnostik und soziale Ungleichheit in der Schule», Vodafone Stiftung Deutschland, 2011.
- Wie viel Familien in ihre Kinder investieren: Margrit Stamm und andere, «Früher an die Bildung – erfolgreicher in die Zukunft? Familiäre Aufwuchsbedingungen, familienergänzende Betreuung und kindliche Entwicklung», Universität Freiburg, 2012.
- Katja Urbatsch, «Ausgebremst. Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt», Heyne Verlag, München 2011.
- Weshalb Arbeiterkinder immer noch zu selten studieren: Margrit Stamm, «Arbeiterkinder an die Hochschulen», 2015, www.tinyurl.com/stamm-arbeit.
- Zwei Drittel der Drop-outs schaffen den Wiedereinstieg, ein Drittel sogar sehr erfolgreich: Margrit Stamm, «Schulabbrecher in unserem Bildungssystem», VS Fachverlag, Wiesbaden 2012.

Die Forschung kennt offensichtlich einige Gründe, weswegen es eben nicht zwingend zur Auslese der Besten, sondern zu einer Auslese nach sozialen Kriterien kommt. Fliessen diese Erkenntnisse nicht in die Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer ein?

Wir kennen einige Gründe, aber wir wissen noch nicht genug. Wir planen für nächstes Jahr das Forschungsprojekt «Arbeiterkinder an die Uni». Doch bereits die aktuellen Forschungen, die in die Ausbildung einfliessen, würden einiges bewirken. Aber die berufliche Sozialisierung der Lehrerinnen und Lehrer findet in den Schulen selbst statt.

Es gibt die sogenannte Wissensverwendungsforschung. Diese untersucht, wie der Begriff sagt, ob und wie neue Erkenntnisse in der Praxis verwendet werden. Wir Forscherinnen und Forscher bereiten Erkenntnisse verständlich auf und stellen sie der Lehrerschaft zur Verfügung und geben Empfehlungen ab. Wir erwarten, dass diese umgesetzt werden. Leider ist das in der Regel nicht der Fall. Die Wissensverwendungsforschung zeigt, dass die Erkenntnisse oft gar nicht erst umgesetzt oder falsch umgesetzt werden. Doch es gibt Schulen, die sie aufnehmen. Das erkenne ich persönlich an Anfragen und Einladungen, die ich erhalte. Es hängt fast alles von der Haltung der Lehrerinnen und Lehrer ab. Man kann eine Struktur ändern, man kann ein Masterstudium einrichten, aber Haltungen lassen sich nur schwer ändern.

Können Sie ein Beispiel geben?

Reicht ein Primarlehrer seine Klasse weiter, dann gibt er in der Regel auch seine Beurteilung der Kinder an die übernehmende Klassenlehrerin weiter. Dann heisst es beispielsweise: «Dieses Kind ist schwierig, du weisst schon, aus dieser Familie.» Das Bild, das sich der Lehrer von einem Kind gemacht hat, wird so zementiert. Es folgt dem Muster der selbsterfüllenden Prophezeiung. Die Durchlässigkeit an Informationen, die heute in den Schulen üblich ist, erweist sich hier als problematisch. Sogenannt schwierige

Kinder werden etikettiert und haben eine Zwei auf dem Rücken. Selbst wenn ein solches Kind den Knopf aufmachen und Gas geben sollte – aber seine Eltern können ihm nicht helfen –, heisst es in der Schule schnell einmal: «Schau, das ist doch etwas zu schwierig für dich.»

Von solch zementierten Haltungen von Lehrpersonen erzählt fast jedes Arbeiterkind, das es später doch geschafft und seine Träume verwirklicht hat. Sie sagen dann: «Niemand hat an mich geglaubt.» Hier müsste die Schule ansetzen.

Was wäre denn ein erfolgversprechender Ansatz?

Der Verein Arbeiterkind.de in Deutschland stellt Kindern aus einfachen Verhältnissen Mentorinnen oder Mentoren zur Seite. Sie begleiten die Kinder ehrenamtlich bei ihrer Schulkarriere und fördern sie. So können Kinder, die sonst auf der Strecke blieben, ihr Potenzial wirklich nutzen und entfalten. Das funktioniert und ist kostengünstig.

Es gibt aber Arbeiterkinder, die es trotz aller Widrigkeiten zu höherer Bildung bringen und die sozialen Hürden überwinden.

Bildungserfolge, die allein aus dem Subjekt kommen, sind selten. Das zeigen viele Studien. Untersucht man aber die Abwei-

chungen, dann sieht man, dass solche individuellen Wege sehr wohl möglich sind. Es sind Lebenswege, die man immer wieder findet. Es sind fast immer Menschen, die über ganz besondere persönliche Merkmale verfügen.

Was sind das für Merkmale?

Es sind eine hohe Frustrationstoleranz, eine enorme Selbstmotivation, eine auffällige Neugier, Wissensdurst und das Selbstvertrauen: «Ich schaffe das!» Und in fast allen Fällen hatten diese Kinder einen Mentor oder eine Mentorin.

Das müssen nicht unbedingt die Eltern sein.

Nein. Das kann ein Imam, ein Pfarrer, eine Trainerin, eine Tante oder ein Onkel sein – in Kombination mit den erwähnten Merkmalen.

Mir hat einer, der einen solchen Weg erfolgreich gegangen ist, gesagt, dass er sich trotz abgeschlossenem Studium in solchen Kreisen immer leicht unwohl fühle. Diese Leute empfänden ihn offenbar als aggressiv, dabei sei er bloss direkt.

Ach, in den heiligen Hallen der Universität bleiben diese Kreise halt mehr oder weniger unter sich. Die feinen Unterschiede spielen eine entscheidende Rolle, wie schon der französische Soziologe Pierre Bourdieu festgestellt hat.

Sehr viele erfolgreiche Bildungsaufsteiger erzählen diese Geschichte: «Ich habe lernen müssen, in zwei Welten zu leben – in der meiner Eltern, die mich nicht mehr versteht, und in jener der Gebildeten, der ich doch nicht wirklich zugehöre.» Es gibt eben Dinge, an die man bei diesem Thema nicht denkt. Solche Arbeiterkinder stellen fest, dass man in diesem Milieu anders spricht, anders isst und trinkt, dass man beim Mittagessen eben nicht nur gemeinsam speist, sondern auch Konversation betreibt.

Manche schaffen es, diese zwei Welten zu versöhnen, andere brechen mit ihrer Herkunft.

Der französische Autor Didier Eribon hat das sehr radikal vollzogen, wie wir es aus seinem eindrücklichen Buch «Heimkehr nach Reims» erfahren. Diese unsichtbare Hürde ist nicht zu unterschätzen: Eine Bildungsaufsteigerin, ein Bildungsaufsteiger muss die Welt der Eltern hinter sich lassen, er oder sie braucht das Glück, einem Mentor zu begegnen – und dann spielt hier und da Geldmangel eine hinderliche Rolle.

Wie wichtig sind Abweichler für eine Gesellschaft?

Zunächst: Die Schule verlangt Anpassung. Wir wissen, dass angepasste Schülerinnen und Schüler aus besseren Milieus besser benotet werden. Sie stören nicht. Wissensdurstige Kinder, die im schlimmsten Fall auch noch zeigen, dass sie tatsächlich viel wissen, und Fragen stellen, nimmt man in der Schule oft als Störenfriede wahr. Die Schule sollte solche Kinder ermuntern und darin bestärken, dass sie ihren Weg gehen und ihre Träume verwirklichen. Sie sollten eben nicht über sich denken, dass sie Abweichler, also quasi nicht normal sind.

Und dann müsste man das Scheitern auf der Suche nach einem Berufsweg positiver bewerten. Im Scheitern können Kinder und Jugendliche wichtige Fähigkeiten entdecken und entwickeln, zum Beispiel Frustrationstoleranz, also Durchhaltevermögen, die Fähigkeit, ein Ziel über lange Zeit im Auge zu behalten. Ein behütetes Kind lernt das nicht.

Margrit Stamm



Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm (67) kommt aus einer Arbeiterfamilie im Kanton Aargau. Sie wurde Primarlehrerin und studierte nach einer mehrjährigen Familienpause Erziehungswissenschaften, Pädagogische Psychologie und Soziologie an der Universität Zürich.

Stamm dissertierte zum Thema Hochbegabung und habilitierte später zum Thema «Evaluation und ihre Folgen für die Bildung» (Wissensverwendungsforschung). Anschliessend avancierte sie zur ordentlichen Professorin an der Universität Freiburg.

Von 2013 an baute Stamm das Forschungsinstitut Swiss Education in Bern auf. Sie war Gastprofessorin an diversen Universitäten im In- und Ausland sowie in verschiedenen wissenschaftlichen Beiräten von nationalen und internationalen Organisationen.

Margrit Stamms aktuelle Forschungsschwerpunkte: frühkindliche Bildungs- und Familienforschung, Talententwicklung und Bildungslaufbahnen vom Vorschulalter bis zum späten Erwachsenenalter, Begabungsforschung, abweichendes Verhalten im Jugendalter (Schulabsentismus und Schulabbruch), Berufsbildungsforschung und Migration.